Torpedo-Schießen.

Von Graf Bernstorff, Korv.-Kapt. a. D.

Ein scharfer Ostwind fegt über die Flensburger Föhrde und treibt das grünlich schimmernde Wasser in kurzköpfenden, schäumenden Seen vor sich her. Trotz der hell scheinenden Sonne ist es schneidend kalt, denn es ist Anfang Februar.

Ganz drinnen im Hafen liegt an einer schwarzen Boje vertäut das Torpedoschulschiff, der „Blücher", neben ihm zwei Torpedoboote und längsseit vier Dampfpinassen. An Bord herrscht überall reges Leben; um acht Uhr soll der Dienst beginnen und es fehlen nur noch wenige Minuten bis dahin.

Aus der Kajüte des Kommandanten, dem er Meldung über die Dienstbereitschaft gemacht hat, tritt der erste Offizier.

„Hornist! Schwärmen!"

Das bekannte Signal ertönt, und wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen läuft und wimmelt alles durcheinander. Nur kurze Zeit, dann hat jeder Mann die befohlene und bekannte Station eingenommen. Die Bootssteuerer der Dampfpinassen melden ihre Boote klar und setzen auf Befehl ab, zugleich mit den Torpedobooten, welche unter schrillen Tönen der Sirene sich in Fahrt setzen und hinausdampfen, daß das Wasser in hellem Schwall über den Bug und das Walfischdeck sprüht. Langsamer, mühsam stampfend, folgen die Dampfboote. Dann wirft der „Blücher" die haltende Stahltrosse los und setzt sich ebenfalls in Bewegung. Auf der Kommandobrücke steht außer dem wachhabenden Offizier der Kommandant und eine Anzahl jüngerer Offiziere mit ihrem Lehrer. Eine zweite Gruppe hat sich achtern auf der Kampanje versammelt.

Der winterlichen Temperatur entsprechend sind alle in dicke Paletots, Halstücher, Fausthandschuhe und Galoschen vergraben.

An den Ausstoßrohren stehen die Torpedobedienungsmannschaften. Die Luftpumpen knattern und füllen die Luftkammern der Torpedos auf, denn die bis auf hundert Atmosphären zusammengepreßte Luft ist das Treibmittel der braunen Unterwassergeschosse. Nach zehn Minuten kommt von den einzelnen Stationen die Meldung, daß alles klar zum Schießen ist.

„Na, meine Herren", sagt der Kommandant, „heute passen Sie nur gut auf, daß Ihre Torpedos ordentlich laufen. Wir haben fünf Grad Kälte. Wer in den Grund schießt, muß suchen! Das hilft nun mal alles nichts!"

„Ja, Herr Kapitän, dafür kann man doch nichts! Wenn sich Eis in der Steuerung bildet —" entgegnet einer der jungen Herrn.

„Ihr Pech, lieber Werner, Ihr Pech! Suchen müssen Sie doch!" und der Herr Kapitän freut sich innerlich, daß er diese wenig angenehme Beschäftigung nicht auszuführen braucht, während Leutnant Werner hofft, daß ihm ihm das auch erspart bleibt. —

Mit zehn Seemeilen Fahrt dampft „Blücher" dem Schießplatz zu, auf dem schon in früher Morgenstunde die Scheiben ausgelegt sind; zwei für die Torpedoboote und zwei für das Schulschiff. In einiger Entfernung von den letzteren liegen die vorausgesandten Beiboote, welche die verschossenen Torpedos einfangen müssen, während die Torpedoboote sich selbst diesen Liebesdienst erweisen müssen.

„Düwel, Düwel, wat is dat kult!" und der Matrose Peters schlägt die Arme um den Leib, um sich zu erwärmen.

„Warten Sie man, bis Sie mit den Fäusten in's Wasser kommen, dann wird's noch besser", antwortete der Bootsteurer, der, beide Hände in die Rocktaschen vergraben, auf der Ducht (Sitzbank) steht und die Ruderpinne mit den Beinen regiert. „Wenn bloß keiner in den Dreck geht! Das wäre ecklich, dann können wir lang suchen. Denn bei . . . der See und . . . dem Wind ist nach fünf Minuten von Oelflecken nichts mehr zu finden. Achtung!" ruft er dann laut.

An Bord des „Blücher" ist der Stander Z, das Signal für Beginn der Schießübung, gehißt worden. Nun heißt es aufpassen, um den Torpedo beim Hochkommen möglichst schnell einzufangen und zurückzubringen. Die Leute im Boot machen das Fangegerät klar, bestehend aus einem mit Filz überzogenen Reifen, der mittels Scharniers aufgeklappt und durch Schrauben zusammengepreßt werden kann, sowie einer starken Leine, die mit einer Schlinge am Kopf des Torpedos befestigt wird, um ihn lenken zu können.

Da geht die rothe, dreieckig ausgezackte Flagge mit einem Ruck nieder und im selben Augenblick fliegt aus einem Breitseitrohr der Torpedo heraus, fällt klatschend ins Wasser, daß es hoch aufspritzt, und verschwindet unter der Oberfläche. Luftblasen zeigen den Weg an, den er genommen. Gespannt verfolgt an Bord jedes Auge seinen Lauf. Am meisten interessirt ist natürlich der Offizier, welcher den Schuß abgefeuert hat.

Zwar ist der Torpedo vorher noch genau untersucht und geprüft worden, ob vor allen Dingen die Steuerung und der Tiefen-Apparat ordentlich funktionirt, aber bei der Kompliziertheit der Maschinerie genügt schon ein geringfügiger Umstand, um die Bewegung zu beeinflussen. Dann läuft er entweder nach rechts oder links eine Kurve anstatt gerade aus, oder aber er kommt an die Oberfläche, resp. er geht in den Grund. Letzteres ist natürlich das unangenehmste Ereigniß.

Doch der erste Torpedo ist artig. Schnurgerade nimmt er seinen Weg und saust nur einen halben Meter vom Mittelpunkt der Scheibe vorbei, um etwa hundert Meter jenseits aufzutauchen. Da kommt auch schon die Pinasse herangesaust, und nach kurzer Zeit liegt er gebändigt längsseit des Bootes.

„Gott sei Dank!" denkt der junge Offizier, als in dem Boot eine rothe Flagge hochgehalten wird, als Zeichen, daß der Torpedo eingefangen ist.

„Blücher" hat inzwischen gedreht, um auf die zweite Scheibe zu schießen, und die Geschichte wiederholt sich. Nach vier Schüssen stoppt er für eine Weile; die Pinassen kommen heran und die Torpedos werden wieder an Bord genommen. Bei der herrschenden Kälte und dem Seegang ist das nicht ganz leicht, und die äußerste Vorsicht der Mannschaften in den Booten, sowie auf dem Schiff ist erforderlich, um die kostbaren Dinger (jedes Torpedo kostet etwa 10,000 Mark) unbeschädigt überzunehmen. Dann flitzen die Dampfboote wieder auf ihre Station, während „Blücher" sich zum neuen Anlauf klar macht. Unten im Zwischendeck werden die gebrauchten Torpedos untersucht, ob sie in der richtigen Tiefe, drei Meter unter der Oberfläche, gelaufen sind, ob sie zur rechten Zeit gestoppt haben und wieviel Luft sie noch enthalten. Die betr. Offiziere müssen diese Untersuchungen selbst ausführen, damit sie später als Torpedobootskommandanten selbständig handeln und ihre Torpedos in Ordnung halten können. Ueber alles wird genau Buch geführt und sozusagen der Lebenslauf festgelegt.

„Wer von den Herren ist dran zum Schuß!" fragt der Kommandant, als „Blücher" zum so und soviel ten Male anläuft.

„Ich, Herr Kapitän!" antwortete Leutnant Werner.

Bisher ist die ganze Uebung glatt verlaufen. Mit Ausnahme von einigen Kurvenläufen und ein paar Durchbrennern, bei denen die Stoppvorrichtung nicht ordentlich gearbeitet hat, ist nichts besonderes passirt.

Werner denkt: „Ich hab' doch sonst immer Dusel, weshalb sollt's heute schief gehen?"

„Achtung!" telegraphirt er nach unten.

„Fertig!"

„Ist fertig!" kommt die Antwort.

„Los!"

Hui! saust der Torpedo aus dem Rohr, taucht unter, kommt wieder an die Oberfläche, stellt sich auf den Kopf und schießt fast senkrecht hinunter in den Grund.

„Grundgänger! Nieder den Stander Z!" „Einen langen Ton mit der Sirene!" so schallt es durcheinander.

Werner steht starr. „Verdammt!" entfährt es ihm, und er blickt krampfhaft auf die Stelle, wo der in den Grund gegangene Torpedo eine schmutzige Schaumwelle an die Oberfläche sprudelt, bis die Maschine sich ausgelaufen hat. „Blücher" dreht inzwischen möglichst rasch, um dort eine Boje als Merkzeichen hinzuwerfen und auch die Dampfpinassen kommen mit aller Kraft heran gejagt, um ebenfalls durch Bojen den Platz zu kennzeichnen.

„Mensch, Werner, weshalb denn das?" „Wollen Sie Flundern schießen?" „Der Torpedo war doch noch ganz gut, weshalb jagen Sie ihn denn in den Dreck?" „Na, Werner, gratulire zum Suchkommando!" „Mußte das sein?" So hagelt es auf den armen Werner ein, der auf all die freundlichen — Fragen und Zurufe nur ein mißvergnügtes „ach, lassen Sie mich!" als Antwort hat. Eine Pinasse wird entsendet, um den Taucherprahm herbeizuholen, und Leutnant Werner begiebt sich in ein anderes Boot, um an der Unglücksstelle zu warten. Oben an Deck war's schon kalt, aber hier in dem kleinen Fahrzeug, über das die See sprühend hinwegschlägt, ist es recht ungemüthlich. Die Aussicht, hier stundenlang, vielleicht sogar einige Tage hindurch aushalten zu müssen, bis der Torpedo gefunden ist, trägt auch nicht gerade zur Verbesserung seiner Stimmung bei. Dazu die spöttischen Redensarten der Kameraden! Das alles ist wenig erfreulich. Vergebens denkt er darüber nach, was den „Racker" in den Grund getrieben haben kann, während er gleichzeitig mit scharfen Blicken die Oberfläche der See mustert, um an den aufsteigenden Luftblasen und Oelflecken, welche aus der Maschine des Torpedos hervorbringen, ganz genau feststellen zu können, wo das Ding eigentlich steckt, denn die ersten Bojen sind mehr oder minder auf gut Glück geworfen worden, da der Sprudel schon aufgehört hatte, ehe man nahe genug herangekommen war.

„Blücher" hat inzwischen seine Fahrt wieder aufgenommen und setzt nach einer Scheibe die Schießübung fort. Auch die Torpedoboote laufen unaufhörlich an ihren Scheiben vorbei, mit einem kurzen Sirenenton den Anlauf bezeichnend.

Um zwölf Uhr wird eine kurze Frühstückspause gemacht, dann geht die Schießerei weiter bis drei Uhr.

Währenddem ist auch der Taucherprahm herangekommen, auf welchem der Zimmermeister mit seinen Leuten den Anzug und die Luftpumpe zurecht gemacht haben, und bald darauf steigt die ungestalte Figur des Tauchers in dem schweren Gummianzug, den Kupferhelm auf dem Kopf, in die Tiefe, um das Suchen zu beginnen. Aufquirlende Luftblasen zeigen an, wo er sich befindet. Eine Stange dient ihm zum Tasten auf dem Grund. Mit aufmerksamen Blicken verfolgen alle seine Bewegungen, und die Matrosen tauschen flüsternd ihre Bemerkungen aus, wie lange die Geschichte wohl dauern wird.

„Wenn eener em finden deiht, ist dat Hinrichs! Der hett bannig veel Glück," meint der eine. „Söben Stück hett he all rutholt!" „Ja," entgegnete ein anderer, „he versteiht sin Kram. Aberst ick mäch dor doch nich instecken. So ünner Water, nee, ick bedank mi davör."

„He hett dat aberst lihrt (gelernt) un kricht ook davör betahlt!"

„Ja, wenn ook, ick dog dat doch nicht."

„Passen Sie auf bei der Pumpe!" und Zimmermeister das Gespräch, und schweigend bewegen die Leute die Pumpenarme auf und nieder.

Eine Stunde vergeht: fast ist schon die zweite vorbei, da giebt der Taucher durch Ziehen an einer Leine ein Zeichen.

„Herr Leutnant, er hat ihn!" ruft der Meister Werner zu.

„Gott sei Dank! Das hat er famos gemacht. Der Mann bekommt von mir einen Thaler extra!" ruft Werner freudestrahlend.

Gleich darauf erscheint der Taucher an der Oberfläche und meldet, nachdem ein Fenster vom Helm abgeschraubt ist, daß er den Grundgänger gefunden hat. „Aber er hat sich ganz eingebuddelt in den Schlick." Eine starke Leine wird ihm in die Hand gegeben, die er um das Schwanzende des Torpedos legen soll, und er verschwindet wieder in der dunkeln Tiefe. Eine halbe Stunde später ist der Ausreißer an Bord des Taucherprahms geholt und eine rothe Flagge verkündet das glückliche Resultat im selben Augenblick, als vom „Blücher" her sieben kurze Sirenentöne erschallen, das Signal zum Aufhören des Dienstes.

Nun strebt alles beschleunigt dem inneren Hafen zu, froh, daß der ungemüthliche Tag beendet ist, und in freudiger Erwartung des wohlverdienten Mittagessens. In der Offiziersmesse giebt Werner vergnügt die offizielle „Findeflasche" und freiwillig noch einige dazu, als sich bei der Untersuchung des Torpedos herausstellt, daß Tang, in das Steuerruder eingeklemmt, den Grundgänger verursacht hat, ihm also keinerlei Verschulden oder Versehen vorgeworfen werden kann.

Hinrichs aber steckt schmunzelnd den Extrathäler ein und denkt heimlich: „Minetwegen jeden Dag een, wenn ick 'n Dahler kriegt!"

Allerlei Skat-Historien.

erzählt Woldemar Horst in der „Straßb. Post".

Wenn Christel Reimann nach einem prüfenden Blick auf seine Karte sagte: „Im günstigsten Falle kriegt Ihr 59", dann konnte man ruhig das Spiel „schenken", denn in seinen statlichen Berechnungen irrte er sich nie. Es war überhaupt erstaunlich, was der Mensch für ein Kartentalent besaß. Die 10 Blätter mit der einen Hand ergreifend, sie mit der anderen in einem Bogenstrich auseinander fächern und — ohne sie zu ordnen — sofort sein Spiel ansagen oder passen, anders machte er es nie. Christel Reimann spielte genial und mit Humor. Unmöglich, jemals an seinem Gesicht zu bemerken, ob die Sache faul stand oder nicht. Die Kunst des gewiegtesten Physiognomikers mußte an diesem unverwüstlich heiteren, rötblich schimmernden, behäbigen, glatten, fettglänzenden Antlitz zu Schanden werden. Wie konnte er freudig erregt und herzlich lachen, wenn er die Fehlfarbe tournirt hatte! Im Spiel durfte sein Partner Dummheiten machen, so viel er wollte; einen andern hätte das zur Verzweiflung gebracht, aber Christel lächelte dazu so verbindlich, als ob ihm damit der größte Gefallen geschehen wäre.

Einst komme ich Abends in die „Tanne". Christel Reimann befindet sich bereits am Abendstat mitten in der Arbeit. Jede Karte wurde von einem schlechten Witz begleitet. Ich setze mich „kibitzend" hinter ihn, was ihm allerdings, wie ich recht wohl wußte, durchaus nicht angenehm war, mich aber wenig genierte; weil es mir erstens einen Genuß gewährte, ihm seine Tricks abzulauschen, ihm im eigentlichen Sinne des Wortes in die Karten zu blicken, und weil ich zweitens noch nicht die Ehre hatte den edlen Christel gleichfalls von der rücksichtsvollen Seite zu kennen. Christel spielte gerade mit seinem Partner gegen den Dritten, der einen „Grand" angesagt hatte. Das Spiel war wackelig, aber dank der Unaufmerksamkeit des Partners mehrten sich die Chancen für den Spieler so, daß dieser schließlich nur noch drei Augen zum Gewinne brauchte. Und dabei versäumte es Christels Partner beharrlich, den Gegner in die „Mittelhand" zu bringen. Christel Reimann hatte, wie ich längst gesehen, eine blanke Schellenzehn, die ihm insgeheim nicht wenig Unbehagen verursachen mochte. Aber Christel ließ sich nichts merken. Je tollere Böcke sein Mitspieler schoß, um so freundlicher und aufgeräumter wurde er. Plötzlich geräth durch einen Zufall der Spieler doch noch in die Mittelhand. Der Partner hat jetzt Vorhand, Christel sitzt in der Hinterhand. Große Spannung. Schwuchs fliegt der Schellenkönig auf den Tisch. Da entringt sich Christels Brust ein mit so tiefer Befriedigung gesprochenes, so überzeugend erlösend klingendes: „Na, endlich!", daß der Spieler, der Renonce in Schellen ist, es nicht wagt, einen seiner beiden kleinen Wenzel auf den König zu setzen, aus Furcht, er könne ihm mit einem älteren überstochen werden. Er wirft „roth" ab. Christel kaut mit der 10 auf, heimst den Stich ein, thut ihn zu den übrigen, steckt sie alle zusammen hinter die Binde und ruft mit höflicher Verneigung gegen den total verblüfften Gegner: „Aber überanstrengen Sie sich doch nicht, wir sind ja zufrieden mit 61!"

Seit jener Zeit hegte ich bereits ein gewisses Mißtrauen gegen alle abgefeimten Statspieler. Ich fand, daß der Stat die Geselligkeit völlig verdarb. Kaum saß man mit einem Bekannten in unterhaltendem Gespräch an seinem Stammtisch, so traten auch schon die Statbrüder ein: „Na, machen Sie den dritten Mann, Wegemüller?"

„Mit Vergnügen. Entschuldigen Sie bitte, unsere gewohnte Partie" . . . und weg war er. Und am Stattisch begann sofort ein unaufhörliches Klopfen und Dreschen. Einst stieg ich in Leipzig in den Schnellzug nach Dresden. Nichts öder als diese Fahrt über Wurzen und Riesa. Glücklicherweise treffe ich einen Bekannten im Kupee und als der Zug sich eben in Bewegung setzt, schwingt sich noch mit jugendlicher Behendigkeit ein korpulenter Herr in denselben Abtheil, in dem wir beide zu unserer Ueberraschung Christel Reimann, den unverwüstlichen Statbruder erkennen. Ohne nur guten Tag zu wünschen, schreit er gleich: „Na, nun kann's ja losgehen," breitet seine Reisedecke über die Knie, zieht die nie fehlenden Statkarten hervor und „nolens volens" müssen wir mit von der Partie sein. Christel spielt mit dem gewohnten „Schwein". Ein Grand löst den anderen ab, ein Dutzend Nulls folgen, und als wir in Dresden ankommen, habe ich etwa 18 Mark mein Genosse im Unglück nicht viel weniger verloren. Christel aber zeigte sich plötzlich nobel. Er lädet uns zum Abendessen auf die Terrasse ein, und wir trauten unseren Ohren nicht, als er ein großartiges Souper mit den auserlesensten Weinen bestellt. Als die letzte Flasche Roederer herunter ist, verlangt er die Rechnung und bezahlt mit der heitersten Miene von der Welt einige fünfzig Mark.

„Du hast wohl in Leipzig einen Lotteriegewinn erhoben?" frage ich ihn endlich.

„Nee, Schnemann," entgegnet er lachend, „das nun gerade nicht. Aber ich habe unterwegs ein paar Dumme gelt habe."

„Na, nu" — fahren wir beide auf.

„Pst" — Christel winkt mit der Hand. — „Ruhe im Gliede! Ich kann's nicht leugnen. Von den Grands hätte ich die meisten verlieren müssen. Aber ich wollte einmal sehen, ob Ihr ordentlich nachzahltet, und ich rief, sobald ich knapp über fünfzig hatte, jedes Mal: „61, 62 oder bei mir langt's!" Seht Ihr — und Ihr wart immer damit einverstanden! Die Nulls aber habe ich meist nur mit 8 oder 9 Karten gespielt, anstatt mit 10, einmal sogar blos mit 7. Die schlechten Karten steckte ich einfach in den Aermel. War so das Spiel nicht mehr zu verlieren, dann legte ich es auf und sagte: unfaßbar! Ihr besahet die Karten hinten und vorn und wart abermals ganz meiner Ansicht, weil Ihr abermals nicht nachzahltet. So — und zur Strafe dafür habe ich Euch um 5 Pf. und einige Pfennige getränkt, die wir hier in einem ganz leidlichen Abendbrot angelegt haben, zu dem ich übrigens ebensoviel beigesteuert habe, wie jeder von Euch. Hoffentlich bekommt's Euch deswegen nicht schlechter. Gesegnete Mahlzeit!" — und raus war er, ehe wir ihn lynchen konnten.

Unnöthig hinzuzufügen, daß wir den Schwur thaten, nie wieder mit „so einem Gauner" zu spielen. Ich hielt ihn auch gewissenhaft, vermochte aber doch dem Reize nicht zu widerstehen, mich ab und zu hinter Christels Stuhl zu stellen, wenn er sich an einem hohen Stat betheiligte. Da kamen zuweilen aus der Residenz reiche Familiensöhne oder Fabrikanten heraus, die passionirte Statspieler waren, aber es unter einer Mark den Point nicht thaten. Ich entsinne mich, daß auch ein paar mal ein Thalerstat, mit erhöhten Solis, etablirt wurde, bei dem einem, ob der berauschenden Summen, die den Besitzer wechselten, die Haare zu Berge stehen konnten. Christel aber blieb sich völlig gleich, ob er nun um die Pfennige oder um die Thaler spielte. Mir fiel es nur auf, daß er bei hohen Partien eine ganz eigenartige Taktik befolgte. Kamen da eines Tages ein paar mit allen Hunden gehetzte Statbrüder, wohlhabende Kaufleute, an. Man spielte einen Marksat und beim Spiel sollte nicht gesprochen werden. Gut. Also die Partie beginnt. Christel spielt aber mit wenig Glück, denn die beiden anderen verstehen sich zu genau. Endlich hebt Christel aber ein Grand auf, und sagt ihn mit „Schneider" an. Einer der Gegenspieler dreht sich nach dem Kellner um und ruft:

„Bitte zwei Cigarren, aber möglichst bald!"

Mit seinem harmlosesten Lächeln wendet sich Christel an den Besteller und fragt: „Warum bestellen Sie nicht lieber ein Glas Rothwein oder ein Beefsteak englisch? Die Cigarren hier bekommen mitunter schlecht."

Der Angeredete wird sichtlich verlegen und entgegnet: „Wie meinen Sie das? Ich verstehe Sie nicht, lieber Freund!"

„Ist auch nicht so leicht," antwortet Christel lockend, „wenigstens nicht für jeden!"

Ich aber sehe, wie die Hand des anderen Herrn, des ausspielenden Partners des Cigarrenbestellers, die bereits ein Blatt roth erfaßt hatte, sachte in das Grüne hinübergleitet und mit dem Ass dieser Farbe herauskommt. Christel sticht mit dem Aeltesten, zieht, da er mit Dreien spielt, seine Jungen nach und leiert dann seine lange Farbe in Roth herunter. Schließlich muß er auf das letzte Blatt einen Stich abgeben. Die Gegner haben 21 Augen, sind also vorschriftsmäßig Schneider geblieben. Da dieser Grand, nach dortigen Lokalsatzungen, bei erhöhtem Solo, mit 16 multipliziert wird, so erhielt Christel Reimann (es wird dort immer gleich baar ausgezahlt) von jedem der Mitspieler 16 Mal 6 gleich 96 Mark, zusammen 192 Mark. Er steckt das Heidengeld ruhig ein, steht auf und sagt:

„Einen Augenblick, meine Herren, da geht eben Ohnesorge vorüber; dem muß ich etwas Wichtiges sagen. Ich bin gleich wieder da."

Spricht's und verschwindet mit eiligen Schritten. Gleich darauf kommt der Hausknecht herein und meldet:

„Die Herren möchten gütigst entschuldigen, aber Herr Reimann hat plötzlich eine sehr wichtige Nachricht erhalten, er muß sofort nach B. abreisen."

Die beiden Spieler wechseln einen raschen Blick, legen die Karten fort und entfernen sich bald darauf gleichfalls. Kaum sind sie zur Thür hinaus, so erscheint Freund Reimann auf der Bildfläche und thut, als wäre es ihm höchst fatal, daß die Herren schon fort sind:

„Ich habe den Zug versäumt und fahre erst morgen", brummt er vor sich hin.

Ich kenne jedoch diesen neunmal destillierten Schlaukopf zu gut, um mich dadurch täuschen zu lassen, und frage: „Sage einmal, was bedeuteten denn eigentlich diese „zwei" Cigarren vorhin — etwa die zweite Farbe, roth?"

Er sieht mich überrascht an und antwortet, eine komisch gönnerhafte Miene aufsetzend.

„J, sieh mal an, das fängt an zu denken. Das hätte ich ja garnicht in Dir gesucht."

„Das kann ich mir bei Deinem Mangel an Intelligenz allerdings lebhaft vorstellen."

„So, so, Du bist wohl ganz besonders intelligent, wenn Du zwischen Leipzig und Dresden fährst?"

„Darüber solltest Du lieber schweigen. Denn es beweist doch nur eine anständige Gesinnung, wenn man einen Menschen nicht früher für einen Gauner halt, als bis er als solcher erkannt worden ist."

„Letzteres allerdings ganz ohne Dein Zuthun. Danke aber trotzdem für das Kompliment. Nur würdest Du Deine hohe Intelligenz und kostbare Zeit besser verwerthen, wenn Du sie zur Ergründung wirklicher Gauner verwenden wolltest, z. B. der Beiden da, die eben mit dem Zuge nach D. abdampfen."

„Also waren das wirklich Schwindler?" fragte ich gespannt.

„Eigentlich bloß aus Liebhaberei und auch nur beim Stat. Das Mogeln hierbei ist ihnen aber tief ins Blut gegangen, wie dem passionirten Wilddieb das Wildern. Man muß verdammt helle sein, um bei denen nicht unter den Schlitten zu kommen."

„Das heißt — warf ich ein —, man muß ebenso gründliche Studien gemacht haben, wie die Gauner."

„Versteht sich! Wer Stat ordentlich lernen will, der muß auch alle Kniffe der Mogelanten kennen, sonst wird er von ihnen gefressen."

„Und worin bestehen denn die Hauptkniffe dieser Spitzbuben?"

„Ach, da giebt es Tausende. Siehst Du, die vorhin bestellten zwei Cigarren, das war dumm, weil es zu auffällig war. Hatte sein Freund roth angezogen, so wäre mein Spiel wahrscheinlich flöten gegangen, denn er hatte kein Blatt roth. Ich hätte also übernehmen müssen und er hätte seinen Wenzel versuchen. Dann gab ich aber zwei Stiche ab und verlor den Schneider. Nemlich, es war Ende des März, befand ich mich in B.; dort spielten mehrere bekannte Mogler an einem Nebentische. Ich sah bloß zu. Auf einmal rief der eine: „Na, mit dem Schlittenfahren ist es in diesem Jahre auch nichts mehr!" Sofort brachte der Mitspieler „Schellen". Dann hieß es: „der Winter ist zwar scheußlich, aber endlich muß es doch Frühling werden." Das war das Stichwort für grün. Dann pfiff wieder der andere „Zwei Aeuglein braun, zwei Aeuglein braun, die liegen mir im Sinn". Und prompt erschien „Eichlein", „Eicheln" oder „Ecken". Roth wurde durch ein gesummtes oder gepfiffenes „Der Wein, das Spiel und die verdammte Liebe", markiert. Wollte man wissen ob der andere den „Alten" hatte, so erkundigte man sich theilnahmsvoll: „Wie geht es denn eigentlich Ihrem Herrn Vater?" „Danke, befindet sich wohl" — oder „den habe ich seit Wochen nicht mehr gesehen," wodurch man anzeigte, ob man „ihn" hatte, oder nicht.

Manche von den Kerlen verständigen sich aber auch ohne Worte, z. B. mit Hilfe der Cigarre, die, ob sie in der Mitte des Mundes gehalten oder in die rechte oder linke Ecke geschoben wird, drei Farben andeuten konn. Die Ankündigung der vierten wird durch Herausnehmen und auf den Tisch legen der Cigarre bekundet. Fehlfarben deutet man durch die abwärts gehaltene, die vorhandene Farbe durch die aufwärts gerichtete Cigarre an. Legt man den Glimmstengel verkehrt auf den Tisch, daß die Asche gegen den Spieler gerichtet ist, dann heißt das: ich bin Renonce, umgekehrt: ich habe davon. Will jemand wissen, wie viel Blatt sein Mann von einer Farbe hat, so sagt er, indem er z. B. seine Cigarre einen Augenblick in der Mitte des Mundes hält, sie also auf grün einstellt: „Prost, ich komme Ihnen was." Der andre erwidert schleunigst: „ich komme mit"; ein, zwei, drei, vier Schluck; er hat viermal grün. Und so geht es weiter „ad infinitum". Jeden Tag kann man neue Kombinationen ausdenken, und es giebt in großen Städten, wie Berlin, Hamburg, Dresden Hunderte von Leuten, die ihren Unterhalt nur im Spiel gewinnen, ohne daß es möglich wäre, sie beim Falschspiel abzufassen."

„Aber," warf ich entrüstet ein, „wie kannst Du es denn wagen, mit solchen Leuten zu spielen?"

„O, das macht mir grade besonderes Vergnügen. Zum Beispiel heute. Die Leute faßen sofort, daß ich ihre Kniffe und Schliche kannte, sie wicken mir nun aus und fingen sich in ihrer eigenen Schlinge."

„Aber wenn trotzdem roth gezogen wurde?"

„Dann hätte ich rund heraus gefragt, was die so eigenartig betonten „zwei" Cigarren zu bedeuten hatten. Sie waren jedoch gewarnt, als ich sagte: die Cigarren hier bekommen einen mitunter schlecht. Auf einen Skandal laßt es die Sorte so leicht nicht ankommen, sie weiß auch warum."

Ich muß gestehen, daß mich diese Indiskretionen aus der hohen Schule des Stats diesem Spiel noch abgeneigter machten als vordem. Aber interessant waren sie trotzdem. Die Leidenschaft mag allerdings an der Ueberhandnahme des unehrlichen Spiels großen Antheil haben; daß es aber mehr brüchige Existenzen giebt, die ihren Unterhalt lediglich durch betrügerisches Spiel gewinnen, als man glauben mag, ist eine Thatsache. Und zwar ist das erst in den letzten Jahrzehnten so schlimm geworden. Früher wurde das Statspiel meist nur der Unterhaltung wegen und — wenn auch bisweilen leidenschaftlich — im Grunde doch immer ziemlich harmlos betrieben.

Dabei geriethen freilich die alten Statbrüder oft genug höllisch ins Feuer. Den eleganten Geheimrathsstat kannte man damals noch nicht. Derbe Worte flogen hin und her, und wer ein unverlierbares Spiel hatte, der legte sogleich mit dem nöthigen „Aber" los, daß vom drohnenden Aufschlag die Tischplatten krachten und die Gläser tanzten. So war eben der „Vater Brauch".

Ein aufregendes Abenteuer

hatten dieser Tage die Hunderte von Theilnehmern am Ausfluge des Londoner Themsedampfers „London Belle" durchzumachen, als sie nach der Londoner Brücke zurückkehrten. Der Dampfer fuhr rückwärts auf den Landessteg zu und der Kapitän gab eben das Signal mit dem elektrischen Apparat, die Richtung zu wechseln, als der Apparat den Dienst versagte und der Dampfer auf die steinerne Brücke auffuhr. Zwar konnte durch das Sprachrohr dem Maschinisten der richtige Befehl zugerufen werden, jedoch zu spät, um eine Kollision zu verhindern; der Dampfer wurde an den ersten Bogen der Brücke geschleudert, verlor einen seiner Boote und wurde an der Seite ausgeschädigt. Eine Panik entstand an Bord und unter dem Angstgeschrei der Passagiere vermochten sich die Befehle der Offiziere einen Moment lang gar kein Gehör zu verschaffen. Noch größer war aber die Aufregung am Lande, wo zahlreiche Freunde und Verwandte der Ausflügler diese erwarteten. Vom Lande aus sah man es, wie der Dampfer gerade auf die steinerne Wand zutrieb und das Krachen des zertrümmerten Holzes gehört wurde, als ob er an Ort und Stelle untergehen sollte. In dem Lärm und der Aufregung bedurfte es aller Anstrengungen der Beamten auf dem Landungssteige, um einen Mann davon abzuhalten, in den Fluß zu springen und den Passagieren zur Hilfe zu schwimmen, wobei er sich kaum bestimmte Vorstellungen von dem Retten machen konnte, den er bewirken hatte. In wenigen Augenblicken war der Dampfer klar von der Brücke und konnte an den Landungssteg herangesetzt werden, wo alle Passagiere glücklich und ohne den geringsten Schaden gelandet wurden.